

Südtirol Krimi

RALPH NEUBAUER

FINALE CURIOSO



ATHESIA

Finale curioso

RALPH NEUBAUER

FINALE
curioso



ATHESIA VERLAG

Für Dirk

Sonntag

Null

Wo ist er hin? Was hat er vor? Ist er weg? Ist er unverrichteter Dinge abgehauen? Sie stellte sich diese Fragen nicht bewusst. Im Gegenteil befand sie sich nahe an einer Bewusstlosigkeit. Zu viele Schläge gegen den Kopf, zu viele Fausthiebe in die Rippen, in den Bauch, in die Nieren. Sie hatte sich übergeben, aber er hatte auch dann nicht von ihr abgelassen.

»Rück die Nummer raus!«, hatte er sie angeschrien. »Rück sie raus oder ich schneide dir die Kehle durch!«

Er hatte sie an einen Stuhl gefesselt. Bewegungsunfähig war sie. Ihr Kopf dröhnte, pochte, schmerzte.

Der Mann war reingekommen, hatte ihr keine Sekunde Zeit zum Überlegen gelassen. Sofort war er mit harten Schlägen auf sie losgegangen. Sie wusste nicht gleich, was er meinte. Aber klar, er wollte die Kombination für den Tresor. Gleich hinter ihrem Schreibtisch. Ein Überfall. Sie war allein gewesen. Niemand war da, der ihr hätte beistehen können. Es hätte dieser Brutalität nicht bedurft. Gegen den Mann hätte sie ohnehin keine Chance gehabt, sie hätte ihm den Safe geöffnet.

Eins

»Was macht Papa da?« Die Zwillinge Paula und Frieda beobachteten durch die Ritzen des Scheunentores ihren Vater, der unter dem Nussbaum saß und sich nicht rührte.

»Papa meditiert«, sagte Laurin, ihr großer Bruder.

»Was ist das, meditieren?«, fragte Paula und kicherte, weil sie das Wort lustig fand und gleich neue bildete: »Meditieren, medidieren, medidingsen, medisitzen, medimachen.« Lauter lustige Wörter, wie sie fand.

Frieda meinte: »Er sitzt doch nur rum. Warum hat er die Augen dabei zu? Schläft er vielleicht? Aber warum denn im Sitzen? Und warum unter dem Nussbaum? Wenn er müde ist, kann

er doch ins Bett gehen? Aber es ist doch noch früh, wir haben noch nicht einmal gefrühstückt. Wieso ist er denn müde? Hat er eigentlich die Semmeln geholt?»

»Die habe ich schon geholt«, sagte Laurin. »Papa hat mich losgeschickt und dann hat er sich unter den Baum gesetzt.«

»Und ist dann eingeschlafen«, meinte Frieda. »Ts, ts, ts, was Mama dazu sagen wird?«

»Er schläft nicht, er meditiert. Hab ich euch doch schon gesagt. Er übt das. Nehm ich an. Er geht doch mit Mama einmal die Woche zu einer Frau in Kaltern. Das üben sie dort. Yoga nennt er das. Mama macht das schon länger. Papa muss das noch üben.«

»Man sitzt da nur so rum? Mit den Augen zu? Was soll das?« Paula wurde neugierig.

»Ich glaube, dass es ... « Laurin wusste es nicht, weil es ihn bisher nicht interessiert hatte, was meditieren ist. »Ich glaube, dass er sich ausruht. Einfach eine Weile nichts tun. Ist wohl nicht so leicht. Muss man üben.«

»Au ja! Das kann ich auch. Nichts tun.« Paula setzte sich in den Schneidersitz und schloss die Augen. Es dauerte nicht lange und ihre Mundwinkel zogen sich nach oben. Sie hatte Mühe, ein Kichern zu unterdrücken.

»Du kannst das nicht«, meinte Frieda. »Still sitzen konntest du noch nie.«

»Selber nicht«, konterte Paula und kicherte jetzt laut.

Laurin betrachtete seine Schwestern. Die beiden hatten seit jeher ihren Spaß daran, einander zu überbieten, einander nachzueifern, sich miteinander zu messen. Er überlegte, ob er ihnen erzählen sollte, dass er gehört hatte, wie Mama und Papa gemeinsam einer CD gelauscht hatten. Von dieser CD kam eine Stimme, die ihnen erklärte, wie man atmen solle. Also wie lange man einatmen, wie lange man die Luft anhalten und wie lange man ausatmen solle. Die Stimme sagte: »Jetzt atme ein und zähle bis fünf. Halte die Luft an und zähle bis acht, dann atme langsam aus und zähle bis zwölf. Jetzt atme wieder ein und zähle bis fünf.« So ging das eine Weile. Laurin hatte beobachtet, wie sie sich dabei abwechselnd das eine, dann das andere Nasenloch zugehalten hatten. Er fand das lustig, seine Eltern so dasitzen zu sehen. Ob

er seinen Schwestern sagen könnte, dass sie fünf Sekunden einatmen, dann acht Sekunden die Luft anhalten und anschließend zwölf Sekunden ausatmen sollten? Wäre das ein Spaß? Nein. Nicht mit diesen beiden Kichererbsen. Inzwischen hatte sich Frieda hingesezt, ihre Augen geschlossen und angefangen zu kichern. Laurin spähte wieder durch die Ritze des Scheunentores. Sein Vater saß nicht mehr unter dem Baum.

Er stand vor dem Scheunentor und blinzelte seinerseits durch die Ritze in die Scheune hinein. Ihre Blicke trafen sich. Sein Papa raunte: »Hast du Semmeln geholt?«

Laurin nickte. »Dann ab in die Stube, frühstücken!« Fabio grinste. Er hatte das Kichern seiner Töchter laut und deutlich vernommen. Das Sich-Versenken, der Versuch, die Gedanken loszulassen, schärfte auch die Sinne, kam ihm vor. Außerdem hatte er das Gefühl gehabt, dass hinter seinem Rücken Bewegung war. Da setzten auch schon die Gedanken wieder ein und er kombinierte schnell, wer wohl die Verursacher sein konnten. *Ist schon genial, wie viel man wahrnimmt, wenn man die Gedanken ruhen lässt. Hätte ich nicht gedacht. Aber Lissy hat damit wohl recht.*

Zwei

Eduard hatte Bereitschaftsdienst. An den Sonntagen war selten viel los, aber es kam vor, dass Bürger die Questura aufsuchten, um eine Anzeige zu machen oder um sich anderweitig zu äußern. Es war auch die Zeit der Querulanten, der nach Gerechtigkeit Suchenden, der ertappten, aber uneinsichtigen Falschparker, die meinten, ihre Sicht der Dinge ausgerechnet an einem Sonntag einer Amtsperson vortragen zu müssen. In neun von zehn Fällen war die Questura dafür ohnehin nicht die richtige Anlaufstelle. Das musste der Diensthabende, heute Eduard, geduldig den Frage- oder Antragstellern erklären. Und zwar so, dass sie sich nicht abgewiesen, sondern mit ihrem Anliegen ernst genommen fühlten, auch dann, wenn man ihnen nicht im Entferntesten helfen konnte. Solche Wochenenddienste kamen zum Glück nicht allzu häufig vor.

Eduard hatte heute sogar einen interessanten Fall. Obwohl? So interessant auch wieder nicht, wenn er es recht bedachte. Wie dumm doch die Leute manchmal waren. Oder wie sehr auf ihren Vorteil bedacht. Vielleicht auch nur zu gierig. Mitleid hatte er jedenfalls keines. Der Typ kam aus Köln und sagte, er sei wegen einer Uhrenauktion in Bozen, da er Sammler wäre. Paul Ehrlich hieß er, vielleicht knapp 30. Vielleicht auch jünger. Er berichtete, dass er im Hotel *Laurin* logiere. Gestern, am Samstagmorgen, als er sein Frühstück auf der Terrasse des Hotels einnahm, sprach ihn ein Mann vom Nebentisch an, der Eindruck auf ihn gemacht habe. Auf dem Stuhl neben ihm habe eine Louis-Vuitton-Tasche gestanden – mindestens 5.000 Euro teuer. Der Mann sei sportlich und chic gekleidet gewesen, akkurater Bartschnitt, am Handgelenk eine dicke goldene Uhr, die nicht zu übersehen war. Der Mann habe ihn in ein Gespräch verwickelt und natürlich schnell erfahren, dass er wegen der Uhrenauktion in Bozen war. Im Laufe des Gesprächs habe sein Tischnachbar ihm von seinen Problemen erzählt. Dass er auch wegen der Auktion hier war, daran aber nicht mehr teilnehmen konnte wegen eines Notrufs seiner Familie aus der Heimat, sein Vater liege im Sterben. Dass er nur noch eine komplizierte Flugverbindung bekommen habe, Bozen – Düsseldorf, dann Istanbul, von da in die Emirate. Und dass er zwei wertvolle Uhren dabei habe, die er eigentlich bei der Auktion verkaufen wollte. Weil ihm aber eine Tasche mit den Frachtpapieren gestohlen worden war, mit denen er nachweisen konnte, dass diese Uhren versteuert worden waren, befürchte er, dass er bei den Kontrollen an den verschiedenen Flughäfen die Uhren erneut versteuern müsse, was sehr teuer sei – ein Dilemma.

Neugierig geworden, habe er, Paul Ehrlich, nachgefragt, um welche Uhren es sich denn handle, woraufhin der Mann aus seiner Tasche zwei Originalverpackungen einer Rolex und einer Audemars Piguet gezogen habe. Dieser Anblick habe ihn begeistert. Der Mann hingegen schien ihm sichtlich mitgenommen zu sein, vor allem wegen des bevorstehenden Ablebens seines Vaters, dann wegen der komplizierten Heimreise, wegen der langen Flugdauer und schließlich auch wegen der Angst vor dem Zoll. Er

habe noch gesagt, sie würden ihm die Uhren wegnehmen, wenn er nicht nachweisen könne, dass er sie ordnungsgemäß gemeldet habe, und Ersatzpapiere seien in der Kürze der Zeit nicht zu beschaffen und das Risiko beim Versuch, die Uhren durch den Zoll zu schmuggeln, sei hoch. Falls die Uhren entdeckt würden, könne es sein, dass sie ihn festhalten, er den Anschlussflug verpassen und sein Vater sterben würde, ohne dass er sich von ihm verabschieden könne.

Paul Ehrlich hatte offenbar Mitleid mit dem Mann gehabt, aber dabei auch, so stellte es sich Eduard vor, ein begehrlches Funkeln in seinen Augen. Denn seinem Bericht zufolge fragte er den Mann, was dieser für die Uhren verlangen würde. Daraufhin war der Mann in Tränen ausgebrochen und dankte ihm überschwänglich, dass er ihm aus der Notlage helfen wolle. Schließlich hätten sie sich auf 1.000 Euro pro Uhr geeinigt, was ein schier unglaublicher Schnäppchenpreis für diese Uhren gewesen wäre, wenn, ja wenn sie denn echt gewesen wären. Denn heute, am Tag der Auktion, habe er die Uhren einem Experten gezeigt. Der habe nur gelacht und gemeint, dass er auf einen Betrug hereingefallen sei. Die Verpackungen schienen echt zu sein, oder zumindest gut gefälscht, aber die Uhren waren wohl Schrott, keine 100 Euro wert. Alles Fake. Alles billiger Nachbau. Erkenne jeder, der etwas von Uhren verstehe. Das habe ihn doch sehr verletzt, da ihm bescheinigt wurde, dass er keine Ahnung habe, obwohl er von sich dachte, dass er sich mit teuren Uhren auskenne. Dieser Paul Ehrlich hatte dann noch eine Beschreibung des Mannes abgegeben, Eduard hatte alles aufgenommen und eine Akte angelegt. Ob er den Mann noch mal gesehen hätte, hatte Eduard Paul Ehrlich gefragt. Dieser hatte geantwortet: »Nein. Der Mann hat das Geld genommen und dann hatte er es auch schon eilig, weil sein Flugzeug in einer Stunde fliegen würde.« Paul Ehrlich hatte erst heute, als er von dem Betrug erfuhr, nachgesehen, ob am Samstag eine Maschine von Bozen nach Düsseldorf gegangen war. Auch das war gelogen.

Eduard sinnierte über die Techniken und Taktiken des Betrugs. Mitten in seine Gedanken schrillte das Telefon. Es war die Zentrale, und was sie Eduard mitteilte, ließ ihn schlagartig alles

vergessen, was zuvor noch sein Hirn umwölkt hatte. Er notierte schnell, legte auf und wählte danach Francescas Nummer.

Drei

Nur zehn Minuten später stoppte er sein Auto vor einer großen, prächtigen Villa im Bozner Norden. Francesca würde länger brauchen, das wusste er. Neben Eduard waren weitere Einsatzkräfte der Questura vor Ort und sperrten die Zufahrt zur Villa ab. Einer seiner Kollegen nahm ihn in Empfang und führte ihn über eine repräsentative Treppenanlage in die Eingangshalle der Villa.

»Wir haben eine Leiche. Übel zugerichtet. Die Zeugin, die die Leiche gefunden hat, sitzt draußen im Mannschaftsbus. Ihr geht es nicht gut. Schock. Kann man verstehen, wenn man die Leiche sieht. Wahrscheinlich Raubüberfall. Es steht ein Tresor offen. Mehr wissen wir noch nicht.«

Während des kurzen Gesprächs hatten sie die Eingangshalle durchquert und näherten sich einem Zimmer, dessen Tür weit offen stand. Als Eduard hineinblicken konnte, musste er schlucken.

Eine Frau saß in einem Stuhl. Ihre Hände waren an die Armlehnen, ihre Beine an die Stuhlbeine gefesselt. Ihr Kopf war leicht nach hinten überstreckt, ihre Kehle durchgeschnitten. Ein kleiderschrankgroßer Tresor befand sich hinter der Frau, die schwere Tür geöffnet, alle Fächer waren leer.

»Spurensicherung? Dr. Phillipi?«, fragte Eduard.

»Ist informiert.«

»Habt ihr schon woanders nachgesehen? Oben? Unten? Wohnt hier jemand? Gibt es weitere Opfer?«

»Wir haben bisher nur die Einfahrt abgesichert.«

»Na, dann los. Schauen wir uns um. Hier können wir nicht mehr helfen.« Eduard musste einen Brechreiz unterdrücken. Das hatte er noch nicht erlebt, dass ihm bei so etwas schlecht wurde. Vielleicht lag es auch am Geruch nach Erbrochenem, denn es gab eine große Pfütze davon auf dem Boden.

Eduard und der Kollege sahen sich in der großen Eingangshalle um. Ein Raum mit hoher Decke. Gegenüber dem mit viel

Zierrat versehenen Eingangsportal befand sich ein Treppenaufgang, der sich nach einigen mittigen Stufen nach links und rechts teilte und zur ersten Etage führte. In den Handläufen des Aufgangs spiegelte sich der Zierrat des Eingangsportals. Alles aus einem Guss. Alles vornehm und edel anmutend. Ein wenig wie aus der Zeit gefallen.

»Sie übernehmen die Zimmer rechts und links der Halle, ich gehe nach oben«, befahl Eduard. In dem Moment trat Francesca durch das Eingangsportal. Eduard musste sie niemandem vorstellen. Alle Polizisten kannten Commissaria Francesca Giardi. Eduard zeigte ihr kurz das Opfer und ging mit ihr Richtung Aufgang.

»Bist du geflogen?«, versuchte Eduard die Situation zu überspielen.

»War in der Nähe«, kam es knapp zurück.

Eduard spürte, wie der Anblick der Leiche auch Francesca angegriffen hatte. Trotz ihrer Professionalität.

Francesca ließ ihre Blicke schweifen. »Ganz schön nobel hier«, murmelte sie. Eduard nickte zustimmend, während sie die Treppe nach oben nahmen. Er war kein Experte, aber ihm schien, dass diese Villa aus dem 19. Jahrhundert stammen musste. Einer Zeit, in der es aufwärtsging, und vermögende Industrielle Villen in diesem Stil bauen ließen.

»Schau, hier«, Francesca deutete auf den Boden, auf dem sich dunkle Streifen entlangzogen – was auffiel, weil diese hellen Marmorböden ansonsten makellos waren und perfekt gepflegt. Sie folgten den Schleifspuren, die zu einer Tür führten. Die Tür war nicht verschlossen und hinter ihr lag eine weitere Frau. Offensichtlich tot. Ihre Gesichtszüge verzerrt, die Zunge hing heraus, die Haut war bläulich und eine dicke Kordel um ihren Hals geschlungen. Die Schleifspuren stammten von den Absätzen ihrer schwarzen Schuhe.

Eduard prüfte mit einem Griff an die Halsschlagader, ob er ein Pulsieren spüren konnte, und fühlte die Haut.

»Noch warm«. Dann ein lauter Ruf von unten: »Hier ist was, kommen sie. Schnell. Eine weitere Tote!«

Eduard und Francesca liefen nach unten, folgten den Rufen. Sie kamen aus dem Bereich hinter dem großen Treppenaufgang.